

Pressespiegel



Expeditionen

25 Jahre Tschernobyl

Ausstellung * Filmprogramm * Symposium

Freiburg 2011

Badische Zeitung, 16. Januar 2010

Eine Landpartie nach Tschernobyl

Durch die hellen Wälder der Ukraine in die verstrahlte Zone: Eine Reise nach Tschernobyl, fast ein Vierteljahrhundert nach der Katastrophe.

Von Walter Mossmann

Frühmorgens um halb acht von der elften Etage – dort oben bin ich für ein paar Tage untergekommen, über den Dächern von Kiew – um halb acht also mit dem tattig-stabilen Lift runter zur Haustür und raus auf die Saksahanskyj-Straße, wo der Verkehr schon brummt. Der Mietwagen ist noch nicht da. Also steh ich herum, ein nicht abgeholter Ausflügler, unbestimmt erwartungsvoll. Auch das Wetter ist danach, wahrscheinlich wird das heute wieder so ein prächtiger ukrainischer Indian Summer Day.

Schließlich kommt der Wagen, ein VW-Bus. Der Fahrer heißt Igor, der Guide Sergij, beide sprechen nur russisch. Ein paar Straßen weiter steigen die Anthropologen zu, Rostyslaw Omeljaschko im grüngescheckten Overall, Militarylook, und Olena Tschebanjuk mit einer Frisur, die zu den Farben des Altweibersommers passt. Sie trägt flammendes Rot, das leuchtet mir ein. Die Ethnologen sprechen untereinander ukrainisch, und "für später" hat Olena ein etwas zerlesenes Taschenwörterbuch Russisch-Englisch mitgebracht.

Wir fahren auf einer Ausfallstraße nach Norden. Aber die Stadt will einfach nicht aufhören. Rechter Hand vermute ich hinter den Plattenbauten den Dnjepr, links muss irgendwo die Schlucht von Babij Jar liegen. Babij Jar – diesen seltsamen Namen hatte ich erstmals im April 1963 gehört, im Festsaal der Tübinger Uni. Dort trat der Dichter Jewgeni Jewtuschenko auf und rezitierte sein Babij-Jar-Poem. Jewtuschenko wurde als Sowjetrebell gehandelt, das machte ihn mir sympathisch, und außerdem hatte ich zuvor noch nie erlebt, dass ein Poet seine Gedichte vorträgt wie ein Popstar seine Songs. Die Show war toll. Die anderen Gedichte erinnere ich nicht, nur eben Babij Jar. In der Übertragung von Paul Celan heißt es dort: Die Internationale – / ertönen, erdröhnen soll sie, / wenn der letzte Antisemit, den sie trägt, diese Erde, / im Grab ist, für immer.

Drei Wochen nach meiner Geburt hat die Nazi-Militärmaschine (mein Vater ein Rädchen im Getriebe) die Stadt Kiew in Besitz genommen, eine Woche darauf fand der Massenmord von Babij Jar statt. Derweil wurden in der Heimat die Fotos herumgereicht, die den treuherzigen deutschen Landser zeigen, wie er als Ausflügler im ukrainischen Sonnenblumenfeld herumtapert.

Ob ich beim Stichwort Kiew auch mal an irgendwas anderes denken kann als nur an Nazikram? Ja, natürlich, ich denke gern an Dynamo Kiew. Ein wunderbares Ensemble. Die haben in den 60er, 70er Jahren einen schnellen eleganten Kombinationsfußball gespielt, hinreißend, ganz in Weiß traten sie auf, und der westdeutsche TV-Reporter hat jedesmal, wenn die sowjetische Mannschaft in der Totale zu sehen war, wie auf Knopfdruck vom Kollektiv schwadroniert (Subtext: seelenlos), als ob es sich um irgendwelche Apparatschiks mit Betonstiefeln gehandelt hätte, wir sahen aber leichtfüßige Fußballer, Artisten, Künstler, und sie haben unglaublich schnell und elegant gespielt.

Ganz unversehens hört die endlose Stadt Kiew denn doch auf, und nun fliegt richtige Landschaft am Autofenster vorbei: Felder, Wiesen, Weiden, Wälder. Sehr helle Wälder. Kiefern und Birken, gelegentlich Pappeln. Diese hellen "russischen" Wälder der Ukraine kamen in jeder Kriegserzählung vor. Und die Sümpfe natürlich auch, die berühmten Prypjatsümpfe, davon haben die Heimkehrer geraunt, in den Prypjatsümpfen hätten sich die Partisanen versteckt, diese Bestien in Russengestalt, die hätten den erschlagenen Deutschen auch noch die Eier abgeschnitten. Die Partisanen musste man natürlich ausmerzen, da gab es kein Pardon. Ausgemerzt wurden dann aber die Juden in allen kleinen und größeren Orten der Region, in Mogilev, Gomel, Tschernobyl, Borisov, Vitebsk. Und über 30 000 in Babij Jar. Davon haben die Heimkehrer nicht gesprochen.

Nach zwei Stunden Fahrt dann die Zonengrenze. Stoppschild, Schlagbaum, Passkontrolle. Das letzte Pissoir vor dem verstrahlten Gelände, in das man besser nicht austreten sollte. Die Grenzer gehen mit Sergij und Rostyslaw recht kollegial um, man kennt sich. Und ich erfahre nun, was der Militarylook von Rostyslaw bedeutet: Rostyslaw Omeljaschko trägt Uniform, er ist nämlich im Dienst, und zwar als Projektleiter des "State Scientific Center for Cultural Heritage Protection from Man Caused Catastrophes", das dem Tschernobylministerium unterstellt ist. Die Expeditionsgruppen dieses Zentrums holen seit den 90er Jahren aus den verlassenen Dörfern der Zone künftige Exponate heraus, Gerätschaften aus Haus und Hof, aus Landwirtschaft und Handwerk, Mobiliar, Ikonen, regionale Trachten, Musikinstrumente, die Einbaumboote und die Fangkörbe der Fischer – das Spektrum ist sehr breit.

Ihre Mitbringsel lagern sie in verschiedenen Magazinen (Kiew, Tschernobyl, Ivankiv, Lwiw). Irgendwann soll daraus ein Museum werden, ein Tschernobyl-Memorial.

Der Schlagbaum gibt den Weg in die Zone frei. Rechts und links immer noch derselbe helle "russische" Wald, über uns derselbe nachsommerlich blaue, leicht verwischte Septemberhimmel, und wenn der Wagen mal anhält, höre ich eine fantastische, geradezu beglückende Stille. Aber mein Kopf macht nicht mit. Irgendeine Instanz in mir hat auf Alarm geschaltet und beginnt zu dramatisieren. Sie muss nun unbedingt auf die stummen Landschaftsbilder eine Tonspur setzen, ein elektrisches Sirren und Flirren und ein Ticken und Tackern wie vom Geigerzähler. Ich sehe nichts, spüre nichts, rieche nichts, aber ich weiß: Diese Zone ist verstrahlt.

Neben der Straße tauchen die vom Wald zugewachsenen, längst verlassenen Bauernhäuser auf, schattenhaft, geheimnisvoll. Ehemalige Dörfer. Rostyslaw kennt sie alle mit Namen. Dann zwei, drei Hügel. Rostyslaw erzählt von einem Dorf, das untergepflügt wurde, weil es zu sehr verstrahlt war, nun liegt es hier unter der aufgeworfenen Erde. Dieser Ort hieß Zalissja. Mich erinnern die Hügel an Kurgane, Hügelgräber. Und die Bewohner von Zalissja? Man hat sie evakuiert, und heute, nach einem Vierteljahrhundert, hausen sie zerstreut in unzähligen Ortschaften zwischen Charkiw und den Karpaten, und gelegentlich kriegen sie Besuch von den Ethnologen der Expeditionsgruppe. Olena Tschebanjuk betreibt derartige Feldforschung, sie macht Hausbesuche und sammelt mit Tonbandgerät und Videokamera die Volkslieder, Sprüche, Märchen aus den Dörfern, fotografiert die Menschen und ihren Kram.

Landschaftlich wunderschön gelegen die Kleinstadt Tschernobyl, auf einer Anhöhe über dem Fluss Prypjat. Erstmals als Ortschaft erwähnt im 12. Jahrhundert, eine Stadt mit Vergangenheit. Heute eine Stadt nur noch mit Vergangenheit. Provisorisch wohnen hier noch ein paar Leute, die im AKW beschäftigt sind oder sonstwie in der Zone zu tun haben, und richtig, ein Hotel gibt es auch ("Extremtourismus!", Olenas Kommentar), und schräg gegenüber dem riesigen verloren-versteinerten Lenin zeigt die Leuchtschrift über dem Postamt die aktuelle Strahlenbelastung an, das schwankt heute zwischen 98° und 101°, auch 3000° habe es schon mal gegeben, ich weiß allerdings nicht, in welchen Einheiten hier gemessen wird, ich wüsste mit diesem Wissen auch gar nichts anzufangen. In einem kleinen Park eine Gedenkstätte für die Liquidatoren. Am Eingang eine Plastik in Grünspan, sie stellt eine Kanone dar. Artillerie gegen Strahlung? Nein, die Erinnerungskultur greift auf die vertrauten Muster zurück, auf alte Gewohnheiten, man zieht den Hut, schlägt das Kreuz und gedenkt der Gefallenen. Tschernobyl-Tag ist so etwas wie Volkstrauertag, Heldengedenktag. Im Tschernobylmuseum in Kiew habe ich eine Ikone gesehen, die den "Heiligen Feuerwehrmann" darstellt. Im angrenzenden Raum eine Grußadresse der New Yorker Feuerwehrleute. Nine Eleven grüßt Tschernobyl. Plötzlich zwischen den Bäumen eine Synagoge aus dem 19. Jahrhundert. Zwei Birken wachsen aus der Fassade heraus. Richtig, die Stadt Tschernobyl hatte auch ihr Shtetl. Um 1900 beispielsweise lebten hier 7000 Juden bei einer Gesamtbevölkerung von etwa 10 000. Seit Mitte des 18. Jahrhunderts habe es hier eine bedeutende chassidische Dynastie gegeben, begründet von Reb Menachem Nachum Twersky. Das war zur selben Zeit, als auch die russischen Altgläubigen eingewandert sind auf der Flucht vor der Moskauer Autokratie. Langsam öffnet sich der Blick auf die vergangene Menschengesellschaft, deren Geschichte am 26. April 1986 abrupt beendet wurde.

Mit Rostyslaw stromere ich ein bisschen um eine orthodoxe Christen-Kirche herum (ob das gefährlich ist, mit offenen Sandalen herumzulatschen im verstrahlten Gras?), und er rupft im Kirchhof ein Kraut ab und hält es mir unter die Nase: "Tschornobylnyk! Schau Dich um, das wächst hier überall!" – Ich weiß, jetzt kommt die Geschichte mit der Apokalypse. Mit großer Begeisterung wurden schon 1986 zwei Verse aus der Johannes-Offenbarung als Voraussage der Tschernobyl-Katastrophe genommen: Und der dritte Engel posaunte; und es fiel ein großer Stern vom Himmel, der brannte wie eine Fackel und fiel auf den dritten Teil der Wasserströme und über die Wasserbrunnen. Und der Name des Sterns heißt Wermut. Und der dritte Teil der Wasser ward Wermut, und viele Menschen starben von den Wassern, denn sie waren bitter geworden. Die Pflanze Wermut ist aber verwandt mit der Pflanze Beifuß, und Beifuß heißt auf Ukrainisch Tschornobyl.

Prypjat. Die sogenannte "Geisterstadt". Ich finde hier nichts Geisterhaftes. Ich finde, diese Stadt ist vor allem leer. Und ich sehe nichts, was ich nicht schon auf Fotos und in Filmen gesehen hätte. Ich erlebe Prypjat als eine unvergleichliche Installation: die vom Wald überwachsenen Wohnblocks, das berühmte Schwimmbad, die berühmte Sporthalle, die berühmte Musikschule, das berühmte rostende Riesenrad. Die Stadt Prypjat steht auch zeichenhaft für den sowjetischen Traum. Im April 1986 war sie nagelneu, soeben gebaut für die Belegschaft der "Tschornobyls'kyj Atomnyj Elektro-Stantsija", eine dieser in der Sowjetunion seriell hergestellten Industriestädte, wie sie in Sibirien aus dem Boden gestampft wurden, im Kaukasus, in der Ukraine, am Ural. Allerdings war Prypjat etwas Besonderes, ein Schaufenster für den Rest der Welt, und dieser sowjetische Traum war gut finanziert und auf dem neuesten Stand. Hier gab es keine alten Leute, Durchschnittsalter 26 Jahre, mietfreies Wohnen, hervorragende Jobs, pro Jahr etwa 1000 Geburten. 1986 hatte

Prypjat 48 000 Einwohner.

Dann die Havarie. 36 Stunden nach dem Unfall wurde hier das Leben angehalten. Wie in Dornröschen, es fehlen allerdings die eingefrorenen Bewohner, die man durch Prinzenkuss wieder erwecken könnte. Denn die Bewohner von Prypjat hat man damals mit 1100 Bussen evakuiert. Seither steht die Stadt definitiv leer, der Wald nimmt sie in Besitz.

Höhepunkt jeder Tschernobyl-Tour ist die Besichtigung von Block IV, der explodierte, zugeschüttete, ummantelte, immer noch unruhige, meine Damen und Herren, sehen Sie hier: der weltberühmte Sarkophag von Tschernobyl!

Ständig rollen nun mehr oder weniger luxuriöse Limousinen auf die reichlich vorhandenen Parkplätze. Seltsam, je mehr Leute ich treffe, die hier dasselbe tun wie ich, um so leichtsinniger werde ich. Die Anspannung lässt nach. Stattdessen ein etwas dämmlicher Übermut. Auch ich lasse mich mit meiner Gruppe vor dem Sarkophag fotografieren.

Dann dirigiert uns Rostyslaw zu einer Eisenbahnbrücke über irgend ein betongefasstes Bassin. Er hat einen Laib Weißbrot mitgebracht, reißt ihn in Stücke und wirft die Brotbrocken ins Wasser. Drunten ein wildes Fischgewimmel, alle starren hinunter, vielleicht sehen wir nun endlich mal die redensartigen Karpfen, die im AKW-Kühlwasser zu ungeahnter Größe anschwellen? Nein, die Erwartungen werden übertroffen. Wir sehen meterlange Tiere mit flachem Schädel und breitem Maul, rechts und links lange, bewegliche Barteln, die aussehen wie die gedrehten Schnurrbartschnüre der Zaporozher Kosaken. Es sind Welse. "Tschernobyl Som" diktiert mir Olena ins Notizheft. Und alle schauen wir hinunter, als hätten wir nun endlich ein sichtbares Bild des Schreckens gefunden, in dieser Nachsommer-Idylle, die fürs Auge so harmlos tut.

Endlich etwas Sichtbares! "Tschernobyl Som", ein aufgeblasenes Nuklear-Monster! Obwohl das Vieh wahrscheinlich nur so groß geworden ist, weil es von den Touristen so viel Brot zu fressen kriegt. Ich schau den Monstern zu und verstehe, warum sich die Menschheit den Teufel erfunden und immer und immer wieder lustvoll begeistert abgebildet hat.

Beim Austritt aus der Zone Grenzkontrolle und ein "Hand-Fuß-Kontaminationsmonitor". Du legst oben rechts und links außen die Hände an die markierte Stelle und trittst mit den Schuhen in die vorgestanzten Fußstapfen, dann ein bisschen Geratter und Geknatter und Spannung, ob die Maschine rot oder grün blinkt. Sie blinkt grün. Niemand glaubt an das Gerät, aber alle freuen sich über Grün.

Der Ausflug ist zu Ende, ich habe Hunger. Wart's ab!, signalisiert mir Olena mit ihrem Wörterbuch, "Wait a minute!" Dann biegt der Wagen ab, hinein in den hellen Wald, und da ist auch schon eine Picknick-Stelle mit rustikalen Tischen und Bänken, aus diversen Plastiktaschen wird alles ausgepackt, was man bei solchen Gelegenheit auspackt, Brot, Käse, Wurst, Schinken, Tomaten, Gurken, Paprika, und Rostyslaw hat auch schon eine Wodkaflasche bei der Hand und bringt einen Toast aus.

Ich habe gut geschlafen in dieser Nacht, im elften Stock, Saksahanskyj-Straße 45, Kiew, Zentrum. "Über alles wächst Gras", sagt die Sprache in einem gewissen tröstenden Ton. Aber wenn auch das Gras verstrahlt ist?

Badische Zeitung, 03. Mai 2011

Von Wyhl nach Tschernobyl

Veranstaltungsreihe.

Zum 25. Jahrestag der Katastrophe von Tschernobyl starten das Colloquium Politikum der Universität, die Landeszentrale für politische Bildung, das Carl-Schurz-Haus, die Friedrich-Ebert-Stiftung und die West-Ost-Gesellschaft eine Veranstaltungsreihe. Den Auftakt bildet am heutigen Dienstag, 3. Mai, 19.15 Uhr, eine Podiumsdiskussion, an der die grüne Europaabgeordnete Rebecca Harms, der Lemberger Journalist Juri Durkot, der Liedermacher Walter Mossmann sowie der frühere Entwicklungshilfeminister Erhard Eppler (SPD) teilnehmen. Moderator ist der Freiburger Bundestagsabgeordnete Gernot Erler (SPD). Eppler wird zuvor einen Vortrag zum "Supergau und seine Folgen für die Welt" halten. Beginn ist um 19.15 Uhr. Bereits um 17.30 Uhr eröffnet die SPD-Bundestagsabgeordnete Ute Vogt eine Ausstellung zum Thema.

BZ-Chefredakteur Thomas Hauser ist am Mittwoch, 11. Mai, zu Gast. "Von Wyhl nach Tschernobyl – Erinnerungen eines Zeitzeugen und Journalisten", lautet sein Thema. Eine Woche später spricht der Vorstandsvorsitzende des Energiekonzerns EnBW, Hans-Peter Villis, über "Energieversorgung zwischen Ökonomie und Ökologie". Am Mittwoch, 25. Mai zieht der Klimaexperte von Greenpeace, Andree Böhling "Lehren aus Tschernobyl" und schildert, "wie eine saubere Energieversorgung für Deutschland aussehen kann". Über die Sicherheit speziell der deutschen Kernkraftwerke spricht am Montag, 30. Mai, der promovierte Physiker Christoph Pistner vom Öko-Institut Darmstadt.

BZ

Badische Zeitung, 29. Juni 2011

"Ein breitgefächertes Spektrum der Sponsoren" * Leserbrief

Zum Artikel "Politischer Theaterdonner" (BZ vom 4. Juni), in dem es um die Kritik der CDU-Gemeinderatsfraktion am finanziellen Engagement der Grünen-nahen Heinrich-Böll-Stiftung beim Rahmenprogramm zum Theaterstück "Die Grünen. Eine Erfolgsgeschichte" und bei der Wanderausstellung "Die Straße der Enthusiasten" im Morat-Institut geht, erreichte uns folgender, an die CDU-Stadträte Ellen Breckwoldt und Daniel Sander adressierter offener Brief.

Wir wissen es durchaus zu schätzen, dass die Freiburger CDU versucht, uns bei der Öffentlichkeitsarbeit zur Hand zu gehen und die Ausstellung "Tschernobyl 25 – Expeditionen" zu bewerben. Zu dumm nur, dass sich die CDU so schwer tut mit den Fakten. Es gibt nämlich keine Ausstellung dieses Namens.

"Tschernobyl 25 – Expeditionen" ist ein internationaler Projektverbund, der über das ganze Jahr 2011 hin versucht, das Publikum mit der Aktualität von Tschernobyl zu konfrontieren. Beteiligt sind neben einigen Freiburger Institutionen auch der Westwendische Kunstverein in Gartow, das Ethnographische Museum in Lemberg, das Medienzentrum pripyat.com in Kiew und die Hochschule für Kunst und Design in Charkiw. Im Rahmen dieses Projektverbundes wurden auch Politiker eingeladen wie beispielsweise Erhard Eppler (SPD), Rebecca Harms (Grüne) oder Ihr Parteifreund Günther Oettinger (CDU). Entsprechend breitgefächert ist das Spektrum der Sponsoren – die Konrad-Adenauer-Stiftung ist allerdings tatsächlich nicht dabei.

Die von der Heinrich-Boell-Stiftung geförderte Ausstellung des Morat-Instituts heißt "Die Straße der Enthusiasten", es ist eine Wanderausstellung, die seit dem 12. April unterwegs war in Berlin, Kiew, Warschau, Brüssel. Am 23. Juli kommt sie nach Gartow und am 18. September nach Freiburg in das Morat-Institut (das bekanntlich kein städtischer Betrieb ist).

Wir zeigen dabei erstmals nebeneinander die berühmten Prypjat-Fotografien von Robert Polidori und ganz neue Arbeiten von Andrij Krementschouk, außerdem unter anderem die erstaunliche Plakatkunst der Internationalen Triennale "Block4" aus Charkiw. Für diese Ausstellung hat der ukrainische Schriftsteller Juri Andruchowytsch exklusiv einen Essay geschrieben, den er bei der Vernissage in deutscher Übersetzung vortragen wird.

Als wir im Sommer 2009 mit den Vorarbeiten für dieses Projekt begonnen haben, konnten wir natürlich nicht wissen, dass Ihre Partei [gemeint ist die CDU, Anmerkung der Red.] im Sommer 2011 unsere Meinung über die Gefahren der Atomkraft ganz und gar teilen würde, das war beim besten Willen nicht vorauszusehen. Deshalb haben wir damals bei der Konrad-Adenauer-Stiftung gar nicht erst nachgefragt. Das war wohl ein Fehler, den wir schnellstens korrigieren werden, es stehen ja noch Rechnungen offen.

Eva Morat /Walter Mossmann, Freiburg

Badische Zeitung, 06. September 2011

Aufstieg und Fall der Atomstadt Prypjat: Ausstellung in Freiburg

Der Untergang der 1970 gegründeten Atomstadt Prypjat – Thema einer Ausstellung im Freiburger Morat Institut, verbunden mit einem ein Symposium des Literaturbüros zu 25 Jahren Tschernobyl.

Von Bettina Schulte

Keine Stadt auf der Welt dürfte eine kürzere Lebenszeit gehabt haben als Prypjat. Am 4. Februar 1970 wurde sie als neunte und modernste Atomstadt der UdSSR für die Bauarbeiter und die Belegschaft des Atomkraftwerks Tschernobyl gegründet. Am 27. April 1986, 36 Stunden nach der Katastrophe, dem GAU, wurde sie für immer evakuiert. Fast 50 000 Einwohner hatte sie gehabt, überwiegend junge Menschen mit Zukunftshoffnung. Die "Straße der Enthusiasten" führte vom östlichen Stadtrand Prypjats direkt zum AKW. Was für ein Hohn.

Den haben sich die Macher der Ausstellung "Die Straße der Enthusiasten" natürlich nicht entgehen lassen. Nach Stationen in Kiew, Warschau, Brüssel, Berlin und Gartow ist sie nun endlich auch in Freiburg zu sehen. Endlich, weil ihr Spiritus Rector einer von hier ist: Walter Mossmann, der sich vor vielen Jahren dank Rolf Böhme in Freiburgs ukrainische Partnerstadt Lemberg verliebte und seitdem viel für den interkulturellen Austausch getan hat, hat das Zustandekommen des Projektverbunds "Tschernobyl25-expeditionen" – zu dem auch das Ethnographische Museum Lemberg gehört – maßgeblich befördert. Selbstredend lag dem alten Anti-AKW-Aktivisten das Thema Tschernobyl am Herzen.

Das macht sich bemerkbar. Die Ausstellung stellt vielfältige Stimmen zum katastrophischen Ende der Moderne – wenn man darunter den grenzenlosen technologischen Fortschrittsglauben in Ost wie West versteht – im Aufstieg und Fall der Stadt zusammen.

Ikonografisch sind längst die großformatigen Fotografien von Robert Polidori: Gespenstische Traumbilder von Verfall und aufgegebenen Leben. Sie werden im Morat-Institut zusammengespannt mit den Arbeiten des 1973 in Gorky geborenen Restaurators und Fotografen Andrej Kremenschouk, der den unerschütterlichen Behauptungswillen der Menschen in der geisterhaften Sperrzone aufspürt: Kinder, die in einem Bunker spielen, eine zarte Birke, die sich durch die zerborstenen Platten einer verlassenen Veranda kämpft.

Die zweite Abteilung der Schau versammelt Dokumente aus der – wie es in der Ankündigung so treffend formuliert ist – "sowjetischen Illusionsperiode des Atomzeitalters", die identisch ist mit der Existenzdauer von Prypjat. Sie hat einen Vorläufer in den Anfängen des sowjetischen Industrie-Enthusiasmus in den späten zwanziger und den frühen dreißiger Jahren des vergangenen Jahrhunderts.

Und es gibt noch einen dritten Teil: Dieser wird nicht bei Morat, sondern in der Galerie im Alten Wiehrebahnhof gezeigt. An dieser Stelle ist Gelegenheit, mit Mossmann die große Vernetzungsbereitschaft der Freiburger Kulturinstitutionen zu rühmen: Nicht nur das

Literaturbüro, auch das Augustinermuseum (das ab 17. Dezember mit einer zweiten Ausstellung "Tschernobyl. Expeditionen in ein verlorenes Land" das Projekt zu Ende bringt) hat sich stark für das durch Fukushima mit unerwarteter Aktualität aufgeladene Memento engagiert. In "Charkiv – Block 4" kommen die Ukrainer selbst zum Zug: Der Grafiker Oleg Veklenko, als Reservist damals zur Evakuierung nach Tschernobyl eingezogen, veranstaltet in der ostukrainischen Stadt Charkiv seit 1991, dem fünften Jahrestag der Katastrophe, eine nach dem havarierten AKW "Block 4" benannte "Internationale Triennale für ökologische Plakate". Das dortige Plakatmuseum archiviert mittlerweile über 3000 Plakate.

Zur Eröffnung der Ausstellung liest der bekannteste ukrainische Schriftsteller Juri Andruchowytch seinen Essay "Der Stern Absinth. Notizen zu einem verbitterten Jubiläum" – was schon überleitet zur literarisch-wissenschaftlichen Aufarbeitung des GAU, die sich unmittelbar anschließt. Auch "Störfall Text", organisiert von der Leiterin des Literaturbüros Stefanie Stegmann, gliedert sich in drei Blöcke: In "Expedition Katastrophe" lesen und sprechen miteinander der ukrainische Autor Serhij Zhadan und seine deutschen Kolleginnen Kathrin Röggla ("die alarmbereiten") und Inka Parei ("Die Kältezentrale"). In "Magie der Zone" werden – ungewöhnlich für ein Literatursymposium – die in den Kulissen der Sperrzone angesiedelten Egoshooter-Spiele der Serie "Stalker" (nach Tarkowskijs berühmtem Film) vorgeführt und analysiert. Das abschließende Gespräch mit Juri Anruchowytch, dem Erinnerungstheoretiker Harald Welzer und der Journalistin Swetlana Alexijewitsch trägt den Titel ihres 2006 auf Deutsch erschienenen grundlegenden Tschernobyl-Buchs "Eine Chronik der Zukunft". Eine Filmreihe im Kommunalen Kino ("Prybjat – Das Unbehagen an der Moderne") vervollständigt das mehr als bemerkenswerte Programm.

– Eröffnung der Ausstellung im Morat-Institut: 18. September, 11 Uhr, mit der Grünen Europa-Abgeordneten Rebecca Harms. 14 Uhr: Shuttlebus zum Wiehrebahnhof. 14.30 Uhr : Eröffnung der Ausstellung "Block 4". 15 – 21.30 Uhr: Symposium "Störfall Text".

Ewige Katastrophe

Eine Freiburger Veranstaltungs- und Kunstreihe zu **TSCHERNOBYL**

Eine Freiburger Veranstaltungsreihe reflektiert mit Ausstellungen, Filmen und einem literarischen Symposium die Atomkatastrophe von Tschernobyl. Galeristin Eva Morat und Alt-Aktivist Walter Mossmann im Gespräch.

„Tschernobyl 25 – expeditionen“ ist ein internationales Projekt – wie kam es zu Ihnen?

EVA MORAT: Die Ursprungsidee stammt von der Europaabgeordneten der Grünen, Rebecca Harms. Sie hat im März 2009 Walter Mossmann gebeten, an einem Ausstellungs-Projekt in Gartow zum 25. Jahrestag der Tschernobyl-Katastrophe mitzuarbeiten. Er hat dann Freiburg einbezogen, und so haben wir jetzt eine schön symbolische Kooperation an den Brennpunkten der historischen Anti-AKW-Bewegung, Gorleben und Wyhl, Wendland und Freiburg.

WALTER MOSSMANN: Wir orientieren uns an der Initiative ukrainischer Ethnologen, die seit 1991 „Expeditionen“ in die Sperrzone unternehmen, um zu retten, was zu retten ist. Wir fragen: Was hat es dort gegeben, bevor Tschernobyl ein toter, zeitloser Ort wurde? Unsere erste Antwort im Herbst beschäftigt sich mit der heute von Wald überwucherten sowjetischen Atomstadt Prypjat, „Atomograd“, die wirkt wie ein riesiges Menetekel. Das Augustinermuseum wird im Winter vor allem die uralte regionale Polissja-Kultur zeigen.

Die Ausstellung im Morat-Institut zeichnet ein sehr ambivalentes Bild. Sie zeigen historische sowjetische Plakate, die die Atomkraft glorifizieren und Robert Polidori, der die bekanntesten Aufnahmen von Tschernobyl gemacht ist, ist kein Gegner der Atomindustrie.

MORAT: Ja, das war in den Vorbereitungen ein Thema. Robert Polidori ist Architekturfotograf, sein Thema sind untergegangene Welten. Hubert Spiegel hat in der FAZ geschrieben, die unheimliche Botschaft dieser Bilder sei, dass die Katastrophe wie alle Lust nach Ewigkeit verlange.

MOSSMANN: Wir haben uns für Polidori entschieden, nicht weil er ein Glaubensbruder unter der Anti-AKW-Sonne ist, sondern ein großartiger Fotokünstler.

MORAT: Ich fand es interessant, sie mit den Aufnahmen von Andrej Kremenschouk zu verbinden. Polidori hat einen Ort fotografiert, der aufgegeben wurde, während Kremenschouk Menschen fotografiert hat, die sich aufgegeben haben oder die aufgegeben wurden. Er ist in die Sperrzone gereist und hat Menschen fotografiert, die aus Heimweh wieder in ihre Dörfer zogen.

Tschernobyl war eine unkontrollierbare Katastrophe, der Umgang mit einer solchen Katastrophe jedoch ist sehr reglementiert. Wie haben sich Künstler dieses Ereignis angeeignet?

MORAT: Zuerst habe ich nach Malern gesucht, die sich mit Tschernobyl auseinandergesetzt haben, doch da ist viel Kitsch darunter. Die Fotografie hat andere Möglichkeiten, sie kann die Welt zeigen, wie man sie vorfindet und gleichzeitig zeigen, dass das Gesehene erst durch eine künstlerische Ordnung auch erfahrbar wird.



Verbinden politisches und kulturelles Engagement: Galeristin Eva Morat und Anti-AKW-Kämpfer Walter Mossmann. FOTOS: OSC

Sie sind beide politisch sehr engagiert. Wie verhalten sich Politik und Kunst zueinander?

MORAT: Kunst kann in besonderer Weise die Kontingenz von Wirklichkeit und damit die Möglichkeit ihrer Veränderung aufzeigen, das ist ihr politischer Gehalt. Für mich ist Kunst, wenn es denn Kunst ist, eine politische Stellungnahme, die rät, nicht alternativlos das hinzunehmen, was uns Politiker präsentieren.

MOSSMANN: Alternativlos – das Unwort des Jahres!

DAS GESPRÄCH FÜHRTE ANNETTE HOFFMANN

➤ **INFORMATIONEN** zu den Projekten unter www.morat-institut.de; www.koki-freiburg.de; www.literaturbuero-freiburg.de; www.freiburg.de/museen.de

Badische Zeitung, 20. September 2011

Der entfesselte Prometheus

"EXPEDITIONEN. 25 JAHRE TSCHERNOBYL" I: Die Ausstellung "Die Straße der Enthusiasten" in Freiburg zeigt Fotos und Dokumente.

Von Volker Bauermeister

Am 26. April 1986 explodierte der Block 4 im Kernkraftwerk Tschernobyl. Die Ausstellung mit dem irritierenden Titel "Die Straße der Enthusiasten", Baustein im Veranstaltungsgefüge "Expeditionen. 25 Jahre Tschernobyl", erreicht Freiburg nun nach einer schon längeren Reise: Berlin, Kiew, Warschau, Brüssel, Wendland. Walter Mossmann, Liedermacher, Autor, Anti-AKW-Aktivist, ist der Motor des Ganzen, und viele sind mit im Boot. Auch Ethnologen aus Freiburg und der ukrainischen Partnerstadt Lemberg. In Freiburg im Augustinermuseum wird zum Jahresende zu sehen sein, was verloren ging: wie mit der Katastrophe eine bäuerliche Kultur verschwand. "Die Straße der Enthusiasten" im Morat-Institut zeigt, wie es heute ist in der verstrahlten "Zone". Und führt zurück in die Vorgeschichte.

Totalitarismus des Fortschritts

In eindrücklich statischen Raumbildern beschreibt der kanadische Fotograf Robert Polidori die verlassene Lebenswelt im Sperrbezirk. Nur eine einzige nicht menschenleere Szene: im Kontrollraum im Kernkraftwerk. Dann legt sich die Kamera auf die aufgegebene Atomstadt Prypjat fest: Kindergarten, Schule, Sporthalle. . . Und keine Zeit heilt die Wunden (sagt Mossmann). Als die fast 50 000 Bewohner der Kraftwerk-nahen Retortenstadt aufgerufen wurden zu gehen, 36 Stunden nach der Havarie, war von drei Tagen die Rede. Nicht erst nach diesen 25 Jahren weiß man, dass 300 Jahre kaum ausreichen würden, um wiederzukommen. Man ging von einem Moment auf den andern. Die Häuser blieben, wie sie waren: starre Rahmen, die Polidori dann ins Bild setzt. In dem von den Strahlenflüchtlings hinterlassenen Leerraum tobten sich Zerstörungswut und Habgier aus. Die kläglichen Reste einer Ordnung wirken wie Aberwitz. Und diese Farben – ihre Schönheit schmerzt wie Hohn. Manche hält man für giftig. Natürlich: Man deutet, wenn man das ansieht.

Bei Polidori macht Lakonie die Raumporträts eindringlich. Andrej Krementschouk dagegen, der heute in Leipzig lebende Fotograf, schaut sich um, erzählt. Wie Menschen sich einrichten, wo man nicht mehr leben kann. Und zum Beispiel von dieser Frau – "Kassandra", sagt Eva Morat –, die mit ausgebreiteten Armen ein Bild der Hoffnungslosigkeit verkörpert. Ein Wandgemälde in einem von Polidoris Räumen erinnert an den nun längst zerplatzten Traum: Eine Hohe Priesterin, schlank wie eine Säule, lässt zwischen weit geöffneten Armen ein Paradies entstehen. Darüber spannt sich ein Regenbogen, breit lacht eine Sonne. Die Priesterin ist Kassandra in einem sowjetischen früheren Leben.

Der GAU hat den Heilsglauben als Grotteske entlarvt. Als Prypjat starb, war es ganze 16 Jahre. Pompeji war immerhin älter, als der Vulkan es auslöschte. "So blitzartig hat kein anderer Ort gelebt", schreibt Juri Andruchowytsh, der ukrainische Schriftsteller, zum "verbitterten Jubiläum". Sein Text spielt im Titel auf die Apokalypse des Johannes an. Und

Andruchowysch zitiert Walter Mossmann: "unvergleichliche Installation". Ja, das heutige Prypjat wird wohl die perfekte Illustration einer Ästhetik des Schreckens sein.

Im Morat-Institut ist nun auch zu sehen, was einmal war. Dies unaufhörliche Strahlen der Menschen, das auf einem Bildschirm kaum Platz hat. Die historischen Filmbilder behaupten ein ewiges Vorwärts und Aufwärts. Sie "muss weiter wachsen und wachsen" – die "neugeborene Stadt", so hört man. Sie dachten, dass alles geht. Prometheus, der Menschheitsbeglückter, ist die Symbolfigur des Geistes, der Städte wie Prypjat baute. Der Totalitarismus des Fortschritts suchte in ihm seinen Ahnherrn. Dass der Philosoph Hans Jonas noch vor dem GAU erklärte, der "entfesselte Prometheus" rufe nach einer Ethik, nach "freiwilligen Zügeln" – um nicht "dem Menschen zum Unheil zu werden", daran erinnert die Bild-Text-Schau auch. Sie legt Wert darauf, zu sagen, dass der Machbarkeitswahn nicht bloß eine Krankheit des Ostens war. "Sicher, sauber, unentbehrlich, unerschöpflich", besang man die Atomkraft auch hierorts.

Wie aus Monumenten Monster wurden

In ihrer Fortsetzung im Alten Wiehrebahnhof bebildert die Ausstellung den Widerspruch dazu: in den ökologischen Plakaten, die der Grafiker und Hochschullehrer Oleg Veklenko dann seit 1991 auf den Triennalen in Charkiv zusammenbrachte. Das Morat-Institut dagegen blendet über Prypjat zurück bis in die leuchtend rote Traumwelt früh-sowjetischer "Enthusiasten".

Die "Straße der Enthusiasten", die Prypjat mit dem Kraftwerk verband, sollte die Erinnerung wach halten an diese Glaubensbrüder des sozialistischen Fortschritts. Wladimir Majakowskij, seinerseits Schwärmer, schrieb 1929 – im Jahr bevor er sich das Leben nahm – sein "Wir". Ein volltönender, dröhnender Aufruf zur Arbeit, in dem sich das mythische Fundament von Tschernobyl-Prypjat enthüllt: der moderne Energiekult. "Stromfabriken" sollten seine Kathedralen sein. Die freundlichen Sonnen an den Hauswänden von Prypjat haben in Majakowskij's strahlender "Sowjetsonne" ihr Vorbild. Von der Erfüllung Atomkraft wusste der Dichter noch nichts. Doch er singt schon ihr Loblied: "Groß wie Monumente/werden sein/unsere Krautköpfe/unsere Mohrrüben. . ." Das erinnert unwillkürlich an die Fische, die Walter Mossmann dann im Strahlengebiet sah. Aus den Monumenten der Enthusiasten sind Monster geworden.

Morat-Institut, Lörracher Str. 31, Freiburg. Bis 29. Oktober, tägl. 10–17 Uhr. –
– Alter Wiehrebahnhof Urachstr. 40. Mo 18–1 Uhr, Di, Do, Fr, So 15–1 Uhr, Mi 13.30–1 Uhr, Sa 9–1 Uhr.

Badische Zeitung, 20. September 2011

Wie soll man Vögel evakuieren?

"EXPEDITIONEN. 25 JAHRE TSCHERNOBYL" II: Störfall Text, ein internationales Symposium des Literaturbüros Freiburg .

von Jürgen Reuß

Wenn man wie das Literaturbüro Freiburg ein Internationales Literarisches Symposium "Störfall Text" organisiert, ist es nicht unklug, gleich in der ersten Podiumsrunde im Alten Wiehrebahnhof nach dem internationalen, sprich globalen Aspekt so eines Ereignisses zu fragen. Das tat die Moderatorin Claudia Dathe und traf damit gleich den Nerv einer globalisierungsempfindlichen Kathrin Röggla. Seit Satelliten diese Erdbilder in die Wohnzimmer funken, müsse man jedes Problem immer gleich gesamtplanetar mit Globuslogo durchdenken. Wie der wandelnde Beweis für die alte McLuhan-These, dass unser von innen nach außen gestülptes Nervenkostüm in die elektronischen Weltnetze gewandert sei, trifft jeder dort verzeichnete Störfall immer irgendeinen neuralgischen Punkt so eines zwangsweise überspannten Weltbürger-Ichs. Vorfälle an Hochhäusern oder Reaktoren werden nur als Störfälle der eigenen psychischen Befindlichkeit wahrgenommen. Die literarische Verarbeitung ist demnach ein tendenziell referenzwillkürlicher innerer Monolog.

Auch für den ukrainischen Schriftsteller Serhij Zhadan ist die Reaktorkatastrophe kein globales Ereignis, nur aus anderen Gründen. Tschernobyl ist in der Ukraine ein Unereignis, zu dem alle relevanten Fakten bis heute vertuscht werden. Es gibt die Liquidatoren, aber deren Heldentum ist zum einen noch alte Sowjetunion, zum anderen gehen sie im Gründungsmythos der freien Ukraine auf. Der Super-GAU war nur ein Mosaikstein im Zusammenbruch der UdSSR. Für die jungen Literaten von heute spielt Tschernobyl keine Rolle, am ehesten noch als Folie für das weltweit erfolgreiche Computerspiel S.t.a.l.k.e.r.

39 000 Tschernobyl-Opfer sind noch immer ohne Wohnraum

Taugt so ein Spiel zur Aufarbeitung einer derartigen Katastrophe? Experte Fabian Grossekemper verneinte diese Frage in seinem Fazit zum zweiten Podium. Solche Spiele werden mit einem Etat von 50 Millionen Euro entwickelt und müssen diese Summe wieder einspielen. Ihre Logik ist nicht die der Aufarbeitung sondern die der Hollywoodfilme: Kassenerfolg oder Pleite.

Das letzte Podium eröffnete Moderatorin Insa Wilke vom Literaturhaus Köln mit der zum versammelten Expertentum erfrischend gegenläufigen Frage, was denn bis heute unverständlich geblieben sei. Rebecca Harms, Fraktionsvorsitzende der Grünen im Europäischen Parlament, die zwei Jahre nach der Katastrophe die Zone besucht hatte, antwortete mit einem Zitat des Philosophen Günther Anders: "Die atomare Katastrophe vernichtet die Vergangenheit, zerstört die Gegenwart und greift nach der Zukunft." Atomare Auslöschung übersteigt den Zeithorizont des Menschen. Schon auf dem ersten Podium hatte

Zhadan die ungeheuerliche Zeitdimension mal anklingen lassen: Noch heute, 25 Jahre nach der Katastrophe, sind 39 000 Tschernobyl-Opfer ohne Wohnraum.

Die eindringlichste Annäherung an die Katastrophe gelang der belorussischen Autorin Swetlana Alexijewitsch, die mit den Menschen vor Ort geführte Gespräche literarisch orchestriert hat. Sie sah Soldaten mit gezückter Waffe in der Todeszone stehen. "Aber kann man Physik erschießen? Wie soll man Vögel evakuieren?" Das Wasser sieht aus wie zuvor, aber es ist tödlich. Haben wir diese Dimension begriffen?

Der Kulturwissenschaftler Harald Welzer glaubt das nicht und sieht den Traum von der Emanzipation von Natur ungebrochen am Werk. Für den Autor Juri Andruchowysch haben sowieso nur gläubige Menschen Tschernobyl verstehen können. Für sie war es Strafe für gottloses Leben. Harms verwies t auf die praktische Konsequenz, dass seitdem keine neuen Kernkraftwerke gebaut worden seien. Und auch Welzer wollte nicht ausschließen, dass die Zeit der Totalverblödung vorbei ist.

Tschernobyl wird auch zu seinem 50. und zu seinem 100. Jahrestag noch strahlen. Viel Zeit, zumindest an der letzten These weiterzuarbeiten.

Kulturjoker * September 2011

Eine Annäherung an eine Katastrophe

Für die Veranstaltungsreihe „Tschernobyl 25 Expeditionen“ haben sich Freiburger Institutionen zusammengetan

von Anette Hoffmann

Als die Veranstaltung „Tschernobyl 25 Expeditionen“ geplant wurde, war sie als Gedenken an eine Katastrophe geplant. Dass der Super-GAU in Tschernobyl vom 26. April 1986 durch den Reaktorunfall im März dieses Jahres in Fukushima eine traurige Wiederholung erfuhr, hat dies verändert. Und so ist die Veranstaltungsreihe „Tschernobyl 25 Expeditionen“, die seit April in Berlin, Kiew, Warschau, Brüssel und dem Wendland gastiert und ab dem 18. September auch in Freiburg zu sehen ist, mehr als eine Gedenkveranstaltung, sie ist eine sehr aktuelle Mahnung, sich selbst und die eigenen technischen Möglichkeiten nicht zu überschätzen.

In Freiburg haben sich mit dem Morat-Institut für Kunst und Kunstwissenschaft, dem Koki sowie dem Literaturbüro und dem Augustinermuseum gleich mehrere Veranstaltungsorte zusammengeschlossen. Die Ausstellung im Morat-Institut erzählt einerseits vom Fortschrittsoptimismus in der eigens wegen der Atomindustrie gegründeten Stadt Prypjat, andererseits präsentiert sie eine Sammlung ökö-politischer Plakate und die Fotografien von Andrej Kremenschouk und Robert Polidori. Polidoris Fotos entstanden 15 Jahre nach dem Unfall in der Sperrzone und zeigen verwaiste Klassenräume und Krankenzimmer. Es sind Bilder einer Apokalypse, der man dank Polidori in die Augen schauen kann. Polidori, der selbst positiv gegenüber der Kernkraftenergie eingestellt ist, sagte in einem Interview über seine Aufnahmen, dass sie Skelette von gelebtem, aber vergangenem Leben zeigen, welches durch Gewalt zur Aufgabe gezwungen wurde. Andrej Kremenschouk hingegen hat sich auf die Suche nach den Menschen gemacht, die ihren Lebensort verlassen mussten. Erweitert wird diese Fotoausstellung im Dezember durch eine Präsentation im Augustinermuseum, die einen Einblick in die Region Polissjas gewährt, zu der Tschernobyl gehört. „Tschernobyl. Expeditionen in ein verlorenes Land“ zeigt, wie hier die Menschen vor dem GAU gelebt haben, die Ukrainer, die Weißrussen, die Deutschen und auch die jüdische Minderheit.

Unter dem Stichwort „Störfall Text“ veranstaltet das Literaturforum Freiburg am 18. September ein internationales Symposium. Eingeladen wurde auch die belorussische Autorin Swetlana Alexijewitsch, die 1997 ihr Tschernobyl-Buch „Eine Chronik der Zukunft“ veröffentlichte. Sie schrieb: „Kein großer Schriftsteller hat sich des Themas angekommen, kein Philosoph. Tschernobyl liegt außerhalb der Kultur“. In Freiburg wird sie mit dem ukrainischen Autor Juri Andruchowytsch, dem Kulturwissenschaftler Harald Welzer sowie Rebecca Harms von den Grünen diskutieren. Von der literarischen Seite werden sich die Autoren Serhij Zhadan, Kathrin Röggla und Inka Parei, deren jüngstes Buch „Die Kältezentrale“ Tschernobyl behandelt, annähern. Während Felix Knoke, Robert Glashüttner und Fabian Grossekemper sich mit einem Computerspiel befassen, dass die Atomkatastrophe aufgreift.

Über einen Monat wird im Kommunalem Kino die Reihe „Prypjat – Das Unbehagen an der Moderne“ zu sehen sein, sie kreist um die „Zukunftsstadt“ Prypjat und ihren Zerfall, aber auch Andrej Tarkowskis Film „Stalker“ wird unter anderem vorgeführt sowie der Dokumentarfilm „Vorwärts, Sowjet!“ aus dem Jahr 1926, der den Aufbau der jungen Sowjetunion beschreibt.

Die Straße der Enthusiasten, Morat-Institut, 18.9. bis 29.10.

Störfall Text, Literaturbüro Freiburg, 18.9.

Prypjat – Das Unbehagen an der Moderne, Koki, 20.9. bis 30.10.

Tschernobyl. Expeditionen in ein verlorenes Land, Augustinermuseum 17.12. bis 18.3.

Weitere Infos unter www.tschernobyl25.org

Badische Zeitung, 05. Oktober 2011

Der Geschmack der Gänseblümchen

NEU IM KINO: Sebastian Heinzels Dokumentarfilm "Lost Paradise" in der Freiburger Veranstaltungsreihe "25 Jahre Tschernobyl".

Von Gabriele Schoder



Eigentlich schmecken sie ja nicht so gut. Aber der siebenjährige Sebastian knabbert eben Gänseblümchen. Bis ihm plötzlich Gänseblümchen verboten sind und die ganze Natur dazu: In Tschernobyl ist ein Reaktor hochgegangen. Was bleibt, ist die Erinnerung, genährt durch Bilder vom kindlich munteren Herumtollen in den Wiesen und vom freien Vogelflug über weite Flussufer: Mit fleckigen, grieseligen Szenen aus einem Familienfilm anno 1986 beginnt Sebastian Heinzels Dokumentarfilm "Lost Paradise". Und mit dem Satz von Johann Paul Richter: "Die Erinnerung ist das einzige Paradies, aus dem wir nicht vertrieben werden können."

Auch für Olgas Erinnerungen gibt es Bilder: Ein süßes segelohriges Mädchen beim sozialistischen Ringelreihen und Fahenschwenken, auf dem Klassenfoto flankiert von zwei Verehrern. Olga ist nicht wie Sebastian in Kassel geboren, sondern in der Ukraine. Sie lebte in Prypjat, dieser Vorzeigestadt der sozialistischen Moderne, die 1970 für die Arbeiter des Atomkraftwerks Tschernobyl aus dem Boden gestampft wurde und seit 1986 Geisterstadt ist.

Am 26. April selbst, als der Traum von der sauberen Naturbeherrschung explodiert, ahnt Olga, acht Jahre alt, freilich noch nichts davon. Auch nicht, als im Fernsehen die Aufforderung kommt, Prypjat "vorübergehend" zu verlassen. Sie wird die Stadt ihrer Kindheit erst mit dem Filmemacher aus Deutschland wiedersehen.

Sein Dokumentarfilm, koproduziert mit der Filmakademie Baden-Württemberg, läuft in der Freiburger Reihe zum 25. Jahrestag der Reaktorkatastrophe. Heinzl sucht nach den Gefühlen hinter den Ereignissen. Wenn Olga Volodschenko, die heute Journalistin in Kiew ist, und ihre Mutter sich etwa an die ersten Tage der Evakuierung erinnern: Wie die Verwandten Abstand hielten, aus Angst, sich bei den Verstrahlten zu "infizieren". Wenn Olga von den Pilzen erzählt, die der Vater an Wochenenden eimerweise im Wald holte: "Ist das nicht das Paradies?" Wenn sie nur vage von seinem Tod und ihrer eigenen Gesundheit sprechen kann. Wenn sie nachdenklich wird, verstummt. Und dann wieder "das Gute" beschwört, das sie erinnern will. Das Schlimme sollte den Jahrestagen vorbehalten sein.

Den emotionalen Höhepunkt hat dieser sehr persönliche und darin berührende Film im Besuch der Geisterstadt. Olga wird begleitet von ihrem Ehemann Ivan aus Brasilien, den sie als Pink-Floyd-Fan im Internet kennengelernt hat. Schon die monotone Siedlung der Prypjat-Flüchtlinge in Kiew stand in hartem Kontrast zum Landleben in Brasilien, vollends verstört jetzt die verstrahlte Stadt, in der das Grün wuchert.

Olga ist erschüttert – und klammert sich an ein Stück Papier in ihrer leeren Wohnung: Wer ist dieser Wanja aus Wohnung fünf, der da grüßt? Lebt er noch? Sie wird ihn aufspüren. Und weiter gegen die Vertreibung aus dem Paradies ihrer Kindheit kämpfen.

– "Lost Paradise" (Regie: Sebastian Heinzl) läuft im Freiburger Kommunalen Kino am Donnerstag um 19.30 Uhr in Anwesenheit des Regisseurs.

Badische Zeitung, 25. Oktober 2011

Kommunales Kino * LJUDMILLAS STIMME



In der Filmreihe des Kommunalen Kinos zu 25 Jahre Tschernobyl läuft dieser Film heute, 19.30 Uhr, als Abschluss, danach ist Filmgespräch mit Ludwig Brüggemann von *Ärzte ohne Grenzen*. 1986 war Ljudmilla Ignatenko 23 Jahre alt, verliebt in ihren Mann Wassili – ein Feuerwehrmann – und im 5. Monat schwanger. Das junge Ehepaar lebt in Prybjat – in der Nacht vom 25. auf den 26. April 1986 wird Wassili gerufen, das brennende Kernkraftwerk mit zu löschen. (FOTO: KOKI)